

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 27.

Montag, 2. Februar.

1931.

Amateur-Detective / Roman von Walter Bloem.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Neben dem Meister saß eine pompöse Bierzigerin. Ihre ganze Erscheinung bestätigte, was der walnuzgroße Solitär an ihrem schon mit leisen Fältchen durchgezogenen Halbe verhieß. Sie verfolgte mit etlicher Mißlaune die Hingabe, mit der ihr Nachbar das jüngste Mitglied der Kapitänstafel begrüßte. Es war, als fühle der Musiker die drohende Ungnade. Er ließ fast ruckhaft das so feurig entfachte Gespräch mit der Künstlerin fallen, wandte sich in etwas schwerfälligem Englich der Statthalterin zu.

„Das, gnädige Frau“, flüsterte der Kapitän Frau Ellen zu, „ist Missis Arnold M. Levishohn, die Frau des weltbekannten großen New Yorker Bankiers und Mäzen.“

Ellen war vom Berliner Amerika-Institut über die für sie drüben in Betracht kommenden Verhältnisse eingehend unterrichtet worden. Auch sie selber hatte alle Veranlassung, sich mit dieser wichtigen Frau auf guten Fuß zu stellen.

Während sie mit halbem Ohr dem verbindlichen Anknüpfungsgeplauder des Kapitäns lauschte, musterte sie unauffällig die Tischgesellschaft. Alles Erscheinungen, die den Stempel, wenn nicht des Bedeutenden, so mindestens des irgendwie Außergewöhnlichen trugen. Ellens Blick waren um den ganzen Tisch herumgewandert, ehe sie gewahrten, daß die Augen ihres Nachbarn zur Rechten mit unverhohlener Bewunderung auf ihrer Erscheinung ruhten. Sie ließ nun endlich auch zu ihm einen prüfenden Blick hinüberschleichen. Der erfaßte die Gestalt eines stattlichen Herrn, dessen gepflegte Eleganz einen ganz leisen Anflug von Verbrauchtheit nicht zu verbergen vermochte. Das Monokel in seinem linken Auge paßte zu dem scharfgeschnittenen Kopfe wie aus ihm selber hervorgewachsen.

„Baron Wilczek“, stellte er sich vor. „Ich vermute, daß Sie meinen Namen so wenig verstanden haben wie einen der übrigen — außer selbstverständlich dem des allvergötterten Meisters da drüben.“

Ellen versuchte die Höflichkeit zu erwidern: „Danke Ihnen. Ich heiße —“

Schon hatte der Nachbar seine Fingerspitzen ganz leicht auf ihren Arm gelegt: „Meine Gnädigste — ich habe Sie im vergangenen Sommer in Bayreuth gehört.“

Biel Bewunderung und Dank lag in diesen Worten. Ellen errötete vor Glück wie ein Schulmädchen. Sie war noch Anfängerin genug, um solche Huldigung nicht als selbstverständlichen Tribut, sondern als unverhoffte Bestätigung ihres jungen Glaubens an eigene Kraft zu empfinden. „Hörten Sie den ganzen Zylus?“

„Den ganzen“, bestätigte der Baron. „Tristan, wie immer, der Gipfelpunkt. Im allgemeinen — für Sie im besonderen. Ich habe ein reichliches Duzend Horden gehört. Die Ihre hat vor allen ihren Rivalinnen den Vorzug der Jugend voraus.“

„Ein bescheidenes Verdienst — ein recht vergänglich.“

„Was aber Ihre Horden aus der Fülle der Erinnerungsbilder heraushebt: die Inbrunst der Leidenschaft. Es war, als sähe man Sie von innen heraus verbrennen. Der Liebestod — letzte Steigerung. Sie

standen transparent, in der Weißglut Ihrer Sehnsucht schmelzend. Nie hab' ich dieses Vergehen und Sichauflösen überzeugender, selbstverständlicher erlebt.“

Ellen flammte vor Glück. Das kann ich?! Dann hatte ich recht, mir Bahn zu brechen — zu mir selber.

Sie wandte sich ganz dem neuentdeckten Verehrer zu. Überließ sich willig dem Wiederhall verklungener Stunden letzter Selbstentäußerung.

Der Kapitän fühlte sich ein bißchen kaltgestellt. Minutenlang blieb er sich selber überlassen. In die Lücke seines Bewußtseins schob sich etwas Blinkendes, Flimmerndes ein — das Monokel im Auge des bayreuthbegeisterten Herrn, der ihm so stürmisch das Interesse der gemeinsamen Nachbarin entrißen hatte. Monokel — mittelgroß — sehr elegant — Ende der Dreißiger — was war das noch für eine Gedankenfette, die sich da wieder anknüpfen wollte? Ach so — das Radiogramm... Nun, der da kam natürlich für die Fahnung nicht in Betracht, Juwelenträuber sehen anders aus.

Der Kapitän überflog die eigene Tischgesellschaft und entdeckte zwei Plätze weiter noch ein zweites Monokel — samt Zubehör, auf das jenes elastische Signalement genau so gut zutraf wie auf Herrn von Wilczek. Das war Herr Stephany — Theodor Stephany, der neue Stern der Reinhardt-Bühnen... Neuerdings erntete er auch filmische Lorbeeren. Wie kam er übrigens auf die „Chicago?“ Jens Mertens, der Gescheide aller internationalen Größen durch zahllose Tischgespräche kundig, meinte sich zu erinnern, daß Herr Stephany für die Münchner Festspiele verpflichtet sei. Lächerlich: auch hier stimmte alles: von der Außerlichkeit des Monokels über die unterstrichene Eleganz bis zur Sprachgewandtheit. Herr Stephany plauderte mit seinen beiden Nachbarinnen abwechselnd in einem flotten Englisch und in einem jedenfalls für Durchschnittsunterhaltung ausreichenden Spanisch. Zwischen ihm und Herrn von Wilczek thronte eine feurige Mexikanerin, die Gattin eines Silbermagnaten aus Tampico, Donna Ines de Gayangos. Zur Rechten hatte er die ältere von zwei jungen engbefreundeten Millionärstöchter, die von einer monatelangen europäischen Amüsiertour zurückkehrten. Daß dieser Götter- und Frauenliebbling kein Bedürfnis verspürte, sein Reisegepäck durch gestohlene Juwelen zu belasten, lag auf der Hand.

Aber der Kapitän ermittelte am eigenen Tische noch ein dritte Persönlichkeit, auf welche die Berliner Fahnungsmerkmale genauestens zutrafen — bis auf das fehlende Monokel. Die Passagierliste führte ihn als Herrn Dr. phil. Heinrich Müller, Fabrikbesitzer aus Berlin, auf. Was den Obersteward wohl veranlaßt haben mochte, diesen Herrn am Kapitänstisch unterzubringen, das mochte — außer der auch bei ihm stark betonten Eleganz der äußeren Erscheinung — sein offenes Unterhaltungstalent gewesen sein. Er teilte sich mit dem Schauspielerei in die angenehme Pflicht, die zwischen ihnen sitzende Miß Edith Vaughan, die Tochter des berühmten Lostoner Schweinefleischhändlers, nicht aus dem Lachen kommen zu lassen. Was ihn nicht hinderte, sich gleichzeitig seiner Nachbarin zur Rechten zu widmen: der jüngeren der beiden Erbinnen, Miß O'Donnell.

Soweit war der Kapitän bei der Musterung seiner Tischgesellschaft gelangt, als ihn von jenseits der Tafel ein rundliches, dennoch scharfgeprägtes Gesicht anschmunzelte, das offenbar schon lange auf Begrüßung gewartet hatte.

„Ah — general — delighted to see you at my table . . .“ „Captain — how do you do?“

Beide Herren sprangen gleichzeitig auf, eilten einander entgegen, begrüßten sich mit knackendem Händeschütteln als alte Bekannte, um nicht zu sagen Freunde. Der Kapitän mußte innerlich lächeln: auch auf Mister James Hutchinson, Chef-Direktor der General Motors, aus Detroit, paßte eigentlich genauestens der bewußte Steckbrief — nur daß der Automobilgewaltige mindestens als hoher Biergiger statt eines Dreißigers angesprochen werden mußte.

In derbstem Amerikanisch, das von Slang wimmelte, erzählte Herr Hutchinson dem Kapitän, daß er aus Deutschland zurückkomme, wo er soeben die Aktienmehrheit eines führenden deutschen Kraftwagenkonzerns für sein Haus erworben habe.

„You know, Captain — we are ready to eat you with skin and hair . . .“

„Excepted our steam-lines, my dear general!“, gab Mertens derb zurück.

„No yet“, schmunzelte der Amerikaner.

Mertens bat Herrn Hutchinson, ihn seiner Nachbarin vorzustellen. Der machte eine entsprechende Handbewegung und murmelte etwas Unverständliches. Die junge Dame hatte bisher völlig schweigsam zwischen dem Amerikaner und dem Wiener Generalmusikdirektor gesessen. Der Kapitän wußte natürlich, wer sie war: ein Fräulein Tony Frömmel, bis vor wenigen Wochen ein unbekanntes Mannequin aus der Berliner Konfektion. Seit der großen deutschen Vorprüfungskonferenz für den bevorstehenden internationalen Schönheitswettbewerb in New York wirkte ihr Konterfei durch die illustrierten Blätter des Erdkreises: sie war die Erwählte Deutschlands. Sie beherrschte keine Sprache außer einem stark berlinisch gefärbten Deutsch. Das bot für ihren berühmten Nachbar zur Rechten so wenig Anziehung wie der mögliche Inhalt eines mit ihr zu führenden Gesprächs.

So hatte der Kapitän den Kreis seiner diesmaligen Tafelrunde ausgemessen und kehrte nach abermaligem Händeschütteln mit dem großen Mann aus Detroit zu seinem Plaze zurück. Es gelang ihm, Frau Ellen für einige Zeit von ihrem kunstbegeisterten Baron loszu-eisen. Er machte sich beflissen an die Aufgabe, die Sängerin über ihre neue Umgebung zu unterrichten.

Inzwischen hatte Herr Valentin Klamsoth von seinem Plaz am Eingang der Saaltür seine herrschgewohnten Augen über das Gesamtbild der Tafelnden schweifen lassen und mit einer gewissen Beruhigung festgestellt, daß das Signalement des Berliner Polizeipräsidentums doch bei Lichte besehen höchstens auf acht bis zehn der Jahrgäste zutraf. Drei von diesen waren sogar am Kapitäntisch leßhaft. Die übrigen Herren verwies ihre Erscheinung in teils zu niedere, teils zu hohe Lebensjahre. Oder sie waren keinesfalls als „auffallend elegant“ anzusprechen. Aber Sprachgewandtheit war vom Beobachtungspunkte des Oberstewards aus natürlich kein Urteil zu gewinnen. Das Monotel war im Saal in ganzen in elf Exemplaren vertreten. Davon entfielen nur drei auf Herren, die dem Steckbrief entsprachen. Zwei gehörten den beiden unmittelbaren Nachbarn des Kapitäns — dem Baron Wilczek und dem Schauspieler Stephany. Aber was beweist ein Monotel — sei es ein vorhandenes oder ein fehlendes?

Einer der Einglasträger zog Herrn Klamsoths besonderes Interesse auf sich. Es handelte sich um einen Herrn, der ihm schon früher aufgefallen war. Unmittelbar, nachdem das Schiff im Heimathafen für den Zustrom der Passagiere freigegeben wurde, hatte der sich in Herrn Klamsoths Office eingefunden und um einen Einzelsplatz an kleinem Tisch gebeten. Er sei leidend, müsse gemäß ärztlicher Vorschrift während der Über-

fahrt auf jede Gesellschaft verzichten. Sein blühendes Aussehen widersprach dieser Selbstcharakteristik. Aber Herr Klamsoth hatte es fertig gebracht, ihn an der Saalwand zu isolieren. Er reservierte den zweiten Plaz am Tisch 48 einem in Wirklichkeit schwer leidenden Herrn, der während der ganzen Fahrt schwerlich zum Vorschein kommen würde. Die Eintragung des so begünstigten Jahrgastes lautete: Fritz Schiewelbein, Kaufmann aus Magdeburg. Er saß in einem Sportanzug allerneuesten Schnittes als einziger ganz allein. Er schien sehr nervös, als hastig und unaufmerksam. Hinter der blinkenden Scherbe stand ein weit aufgerissenes, scharf und unruhiges, beobachtendes rechtes Auge. Das linke war von schlaff herniederhängendem Augenlid fast ganz bedeckt.

Herr Klamsoth war entschlossen, diesen Außenreiter scharf im Auge zu behalten.

Inzwischen stürmte die „Chicago“ in voller Fahrt durch immer gelassener heranflutende Dünung der Neuen Welt entgegen. Der Speisesaal der ersten Klasse, vom Stimmengewirr munterer Unterhaltung durchzwitschert wie ein riesiges Vogelhaus vom Lärm seiner gefiederten Insassen, bot das bekannte Bild jener behaglich entspannten Daseinsfreude, welche die Gemüter reisender Menschen umschmeichelt wie der Duft einer Dase die ausgehörten Sinne des Wüstenwanderers.

Der Speisesaal zweiter Klasse ist ebenfalls mit mehreren hundert tadelnden Menschen gefüllt. Auch ihn überbrundet neben der schwirrenden Unterhaltung der Insassen eine schmetternde Tafelmusik — nur daß sie hier nicht von einem zehnköpfigen Orchester, sondern von einer Grammophonplatte hervorgebracht wird.

Herr Lüdike und Fräulein Schulze waren eifrig beschäftigt, sich einen Aktionsplan für die Auswertung ihres merkwürdigen Erlebnisses zurechtzulegen. Sie waren längst einig, daß das große Geheimnis, an dem die Willkür des Zufalls ihnen einen gewissen Anteil verschafft hatte, im Bannkreis der zweiten Klasse schwerlich weiter verfolgt werden könne.

Aber Herrn Lüdikes Beziehungen reichten ja in die erste Klasse hinauf. Durch seinen Chef, Herrn Ministerialrat Mühlmann. Es würde unumgänglich sein, den ins Vertrauen zu ziehen. Schon hatte Herr Lüdike diesen Vorschlag seiner Mitwisserin unterbreitet und ihre Zustimmung erhalten. Da stieß Fräulein Amanda beim Studium der Passagierliste einen leisen Schrei aus.

„Was gibt's, Fräulein? Feiern Sie Wiedersehen?“

Amandas grellrot gefärbter Zeigefingernagel wies auf den Namen eines Passagiers der ersten Klasse:

Mr. Hutchinson, James, Detroit, Mich.

„Wer ist das?“

Amanda errötete. „Ich habe Ihnen ja bereits erzählt, daß ich vor Jahren meine erste amerikanische Anstellung bei der G. M. Company gehabt habe. Dieser Mister Hutchinson war damals mein Chef.“

„Das war wohl einer von Ihren vielen Verehrern?“

„Vielen?“, schmolte Amanda. „Woher wollen Sie wissen —“

„Weil doch in Ihren Erzählungen alle Augenblicke ein anderer Chef auftaucht —“, eifersüchtelte Lüdike.

In Amandas Erinnerungen gewann eine der Glanzepochen neues Leben. James Hutchinson — doch wohl der Gipfelpunkt ihrer ganzen bewegten Vergangenheit.

Damals noch ein rücksichtslos aufstrebender Woller und Könnner von verblüffender Ellenbogentracht — ein Kerl von unersättlichem Lebenshunger. Ihm war sie verfallen von dem Augenblick an, wo sie sich vor Erregung fiebernd bei ihm zum Dienstantritt meldete — bis zu der nicht minder, nur in weit schmerzlicherem Sinn unvergeßlichen Schreckensstunde, da sie aus dem Zentralbureau die Nachricht von ihrer Versetzung in ein Außenwerk empfing. Ihre Rolle als Freundin ihres Chefs war ausgespielt.

Dennoch — dies hier war mehr als eine Laune des Schicksals — dies war Fügung. Nicht nur ihr Freund, auch sie selber hatte plötzlich eine Beziehung — in die obere Region.

(Fortsetzung folgt.)

Die Grauen.

Skizze von Max Karl Böttcher.

Tot und starr froh die Kälte über die Steppe, und wo das niedere Gebüsch aus dem eiskrüftigen Boden ragte, da ging ein Knistern, ein Knirschen von Stamm zu Stamm, und beständig ächzte das dürre Geäst, und der Wolf schrie heiser sein Hungergeheul in den neuen Morgen. Athterblau spannte sich der Himmel über den Bergen, ätherblau Tag für Tag, und sein grelles Leuchten schien die ewig-weiße Flur zu höhnen. Das elende Dorf im wilden Karst war wie eine Totenbestattung. Als habe sie ein grausiger Riese bei seinem hastigen Gang von Welt zu Welt hier aus den Taschen verloren, so gottvergessen, windschief, zerstreut lagen die Hütten in dem Zwenatal der Felsentkäfte. Und wohnten doch auch Menschen hier, Menschen mit Fühlen und Sehnen und Leidenschaften.

Rauch, fadenförmig und dünn, strich aus den Holzbuden, das Wahrzeichen menschlichen Seins.

Ein Haus war drunter, von Stein gefügt, nein, zwei, Pfarre und Schule, die Kulturstätten vom Walde. Das Kirchlein dagegen ein Holzwerk wie die Handvoll Hütten. Unbarmherzig hatten die Bauern und Hölzler den Schnee an das Gotteshaus geworfen, um die paar Gassen im Dorfe frei zu halten, und das niedrige Türmlein der Kirche schien schier ersticken zu wollen unter der sie bedrängenden weißen Last, so gequält, so windschief lugte es aus dem Buß des Schnees. Die Fenster waren grau und verponnen, und die winzige Glocke im Turm, iust kein Meisterwerk der Glockengießkunst, in ihren guten Tagen schon mickelnd und heiker, war mit alten Tüchern und Lappen umwickelt, daß der harte Frost, der sich hier gar gern mit dreißig und mehr Grad breit machte, ihr nicht schade. Seit Monden lag das Kirchlein im Banne des Eises, und seit Tagen feierte auch der Schulmeister in seiner Klausel. Unter den 16 Jüngens und Mädels waren nach und nach mehr weggeblieben, und seit dem Tage, da des alten Mahortisch Entlein, die kleine schwarzäugige Doline, auf dem Schulgange von einem Rudel einbrechender Wölfe bis auf die Holzstiefel und ein paar Kleiderlecken aufgefressen wurde, seit dem Tage trugen und führten die Karstbauern, mit Mistgabeln und alten Büchsen bewaffnet, ihre Kinder selbst zur Schule. Und zuletzt kamen auch die nicht mehr, weil sich der Schulraum nicht mehr erheizen ließ. Nur Delorma, der ledigen hübschen und glutäugigen Prosecca Kind, kam noch ins Schulhaus gestapft. Der alte Lehrer Mattaglio sah in seinem Ofenstübchen und freute sich ob der höllischen Kälte, weil sie ihm Batansa brachte, und der würdige Seelenhirte droben in der Pfarre freute sich aus demselben Grunde nicht minder.

Da schlug am Schulhause die Türglocke. Der Lehrer schickte seine Frau hinab, zu sehen, wer seiner begehre.

Ein Stimmchen, erfroren und weinerlich, tönte herauf. „Gioletto!“ rief die Lehrersfrau hinauf zu ihrem Manne, „Gioletto, die kleine Delorma will zur Schule“.

„Bring sie mir rauf, Cäzilia“.

Und nun kam das Mädel, ein dürrtütiges Dingel trotz seiner zehn Jahre, kaum wie eine sechsjährige. „Gehst wieder heim, Kind. Du bist die einzige, die zur Schule kommt“.

Sie schüttelte den kleinen, hübschen Kopf mit den großen, traurigen Augen. „Mutter sagt, ich soll was lernen. Hier ist's auch so schön warm!“ Sie sprach italienisch, wie viele hiesulande in Triests Umgebung.

„Ist's zu Hause nicht warm?“

„Ich darf nicht hin, wo es warm ist. Da ist Mutter und Giorgio“.

Giorgio war des reichen Holzhändlers Sohn, der der schönen Italienerin Prosecca nachging und sie gern geheiratet hätte, wenn nicht das Kind dagewesen wäre.

„Das ist aber nicht recht von der Mutter“, wollte der Schulmeister sagen, besann sich aber noch und nidte seiner Frau zu. Die verstand seinen Blick, ging aus der Stube und lockte dem Kinde eine Polenta, das Delorma heiß und gierig verschluckte. „Sagst Hunger gehabt?“ fragte die Frau. Das Mädel nidte und sah nun erwartungsvoll zum Lehrer. „Könntest nun wieder gehen, Delorma“, sagte lächelnd Gioletto; aber da Du einmal da bist, will ich Dir wenigstens eine Geschichte erzählen. Magst du hören?“ Ihre Augen aber Antwort. Da nahm ihr der Lehrer Buch und Tafel und setzte sie in den großen Lehnstuhl am Ofen und begann. „Mar... Karst ein kleines Mädel, hatte nicht Vater und Mutter und wohnte allein im Walde. Da wurde Winter, und Schnee und Schnee kam vom Himmel und alle wurde weiß. Die Wölfe, die grauen...“ Da zitterte das Mädel und Tränen in ihren Augen glänzten. „Denkst an die arme Doline, die vor acht Tagen die Grauen gefressen? Komm, et' ein Sprüchlein für ihre kleine Seele“. Da fassete sie gehorsam

die kleinen, braunen Händchen und wisperte „Heilige Jungfrau in Gnaden, knie vor Gott und Jesse Christe und nimm ihre Seele aus dem Feuer und reiche sie dar. Heilige Jungfrau in Gnaden...“ Und sie mußte so weinen, daß sie vor Schluchzen nicht weiter sprechen konnte. Als sie sich endlich fassete, fragte sie mit scheuem Blick „Soll ich weiter beten?“ „Es ist gut, Delorma. Komm, ich will Dich heimischaffen“, „Erst noch fertig erzählen!“

„Soll ich? Na, kurz: Also, die Wölfe lauerten vor ihrer Hütte im Walde, daß sie...“

„Das kleine Mädel im Karst?“

„Ja, das kleine Mädel im Karst. Die Grauen lauerten, daß sie möge herauskommen. Da verging Woche um Woche, und ihr El wurde alle und ihr Mais wurde alle und sie litt Hunger. Da schlich sie sich mit einem goldenen Marienkreuzel, das ihr die Mutter hinterlassen, aus dem Hause, um ins Dorf zu gehen, einzukaufen“.

„Und die Wölfe?“ fragte das Mädel bebenden Mundes.

„Die Grauen merkten es erst nicht. Aber als sie gerade an der Kapelle war, die da im Walde stand, da hatten sie die Grauen entdeckt und besten auf sie zu, und wäre das Kind nicht mit einem Sak in die Kapelle entflohen, sie hätten nichts von ihr übrig gelassen. Und nun lagen sie Tag für Tag vor dem Marienhäuschen und das Mädel kam nicht wieder. Und erst als der Schnee schmolz und die Bora linde Wärme vom blauen Meere herauf brachte, da trat sie hervor, frisch und munter“.

„Ja, aber Herr, die vielen Tage im Marienhäuschen?“

„Du meinst, sie wäre verhungert in der Kapelle?“

Delorma nidte.

„Ja, Du irrst. Ein Vogelpärchen, das oben im Turme nistete, hat das Kind gefüttert wohl zwanzig Tage, weil es das heilige Marienkreuzel am Halse trug“.

Das Kind sann nach, lange, lange. Dann sagte es trüb und mit altkluger Miene: „Ja, wer so ein wunderkräftig Marienkreuzel hätte!“ da sahen sich die beiden alten Leute tief und lange in die Augen, und Mutter Cäzilia strich dem Kind mit der Hand über das schöne, schwarze Haar, dann ging sie an ein altes Spind, zog ein Kästchen hervor, und da lagen ein paar vertrocknete, verschrumpfte Kinderstiefelchen und ein Spielzeug von Silber und ein Schächtelchen mit schwarzen Kinderloden und in Seidenpapier gewickelt ein goldenes Kreuzlein. Das nahm sie und zog ein blaues Bändlein durch den Ring und schlang das Band mit dem Kreuze dem armen Kinde um den Hals. Das Mädel lachte selig und sagte: „Das wäre ein Marienkreuzel!“

„Ja, das wär' eins, und wir, der Herr und ich, wir hatten vor vielen, vielen Jahren ein Mädel, grad wie Du, Delorma. Der liebe Herr Christ nahm es uns wieder“.

„Und ist nun ein Engel?“ warf das Kind ein. Da küßte sie die alte Mutter und brüstete sie an sich und sagte: „Und Dir schenke ich das Marienkreuzel. Mög' Dich's in aller Not beschirmen!“ Da lächelte Delorma, halb ungläubig, halb in Wonne. Aber sie machte nun das Band wieder ab und reichte es der Schulmeisterin und sagte hinzu: „Mir schenkt niemand etwas!“ Der Lehrer hing es ihr aber wieder um und sagte: „Doch! Mutter Cäzilia schenkt es Dir und Du darfst es immer behalten“. Da war das Kind wie von Sinnen, und das um ein Kreuzel, das man drunten in Triest für einen Dirc kaufen konnte.

Der Lehrer zog sich nun den Pelz über, lud seine Doppelklinge, warf sie über die Schulter und nahm noch den Steinkläger, ein Eigenthümpel mit einer kleinen, aber festen Hade als Griff, in die Rechte und ging mit dem Kinde fort.

Die Grauen, die am Dorfrande mit geifernden Lefzen und denen der Magen auf der Zunge sah, trollten sich davon, wie sie den großen Mann erblickten, auch im Hunger feig. Wollüstig und gierig-frech drauken in ihrem Revier, scheu und feig in den Mauern der Menschen. Treffer und Schleicher.

Und der Lehrer brachte das Mädel sicher heim zur schönen Mutter. Als er in die Stube trat, ging Giorgio mit niedergeschlagenen Augen aus dem Raume und wagte nicht, den alten Schulmeister anzusehen. Dann sagte der Lehrer: „Höre, Prosecca, Schule ist vorläufig nicht. Die anderen sind alle daheim geblieben. Und laß mir das Kind nicht hungern und frieren!“ Da sah sie ihn mit einem bösen und hochmüthigen Blick an und sagte: „Kann ich dafür, daß der Vater des Kindes sich davon gemacht? Und wenn das Kind nicht wäre, schon längst hätte mich Giorgio getreilt!“

„Diese Sache geht mich nichts an, Prosecca. Hat Dich Giorgio lieb, so wird er Dich auch mit dem Kinde nehmen. Er wird dadurch nicht ärmer. Also laß dem Kinde nicht entgelten, was Du getan.“ Dann ging er. Als er am Kirchlein vorüberschritt, tat ihm die verlassene Stätte, in der er ein Halbjahrhundert gebetet, leid. Er öffnete mit Mühe die ver-

quollene Tür und trat ein, sprach vor dem hohen Bilde ein Gebet und ging wieder. Es war eifig und schaurig in dem Raume. Als er die Tür schließen wollte, versagte sie. Eine Handbreit mußte er sie offen lassen. Dann ging er heim.

Am anderen Tage kam frühzeitig Giorgio zu der schönen Prosecca. „Ich habe es mir diese Nacht überlegt. Wäre das Kind nicht da, führt' ich Dich heim. So nicht! Buon giorno!“ Und er ging.

Sie stand stumm am Fenster, hatte die heiße Stirn an die eiserne Scheibe gelehnt und stierte in die weiße, stumme Flur. Ganz, ganz draußen, am Rande des Friedhöfchens, bewegten sich, lekt schleichend, lekt springend, schwarze Punkte. Sie blickte ihnen nach, bis sie am Kirchlein verschwanden. Sie wußte, das waren die Grauen, die der Hunger wieder ins Dorf trieb. Und sie wandte sich um und sah ihr Kind, das da auf der Diele mit eifigen Lappen spielte und den Rest einer Holzpuppe damit schmückte. „Wenn das Kind nicht wäre!“ durchhauchte es ihr Hirn. Sie blickte lange auf das Kind. Dann lehnte sie sich an die Tür und ihre Gedanken gingen weit, weit weg. Drüben, jenseits der Adria, in Venedigs Mauern, wo die Glut wohnt, die heiße Glut, und die wilde Lust Heimatstätte hat, da war sie Jose gewesen bei der deutschen Herrschaft. Und Peppo, der schöne Peppo, der schönste im ganzen Palazzo, war ihr Schatz gewesen. Und nun sah sie hier in der Stille ihrer Väter. Im Frühjahr zog sie mit vielen anderen Frauen hinaus gen Miramar und sammelte Mandelblüten, und acht Monate im Jahre lebte sie hier oben, davon fünf in Eis und Schnee. „Ja, wenn das Kind nicht wäre! Dann würde sie des reichen Georgios Weib!“ Draußen ein schauerliches, langgezogenes Heulen, das sitzend durch die Lüfte schwebte und in Winkeln ausklang. „Sie sind heute nahe, die Grauen!“ dachte sie und schaute auf das Kind. Und das Mädel fraate plötzlich: „Mutter, darf ich in die Schule gehen? Dort ist es so schön.“

Prosecca erbehte. „Nein Kind!“ sagte sie dann kurz. „Mutter!“ bat das Mädel. Und die Wölfe heulten jämmerlich. Da legte sich's eifig, zwingend eifig um ihr Herz. Ihre Hände wurden feucht und auf ihrer Stirn stand heißer Schweiß. Und sie sah auf dem Nächtlich Georgios Bild. Da drehte sie hervor: „Möchtest Du gern zur Schule, Delorma?“

„Ach, Mutter!“

„Die Wölfe sind nicht weit. Hörst Du sie greinen?“

Das Kind lächelte geheimnisvoll und sagte: „Wir können die Wölfe nichts tun!“ und fühlte dabei mit selbigem Lächeln nach dem Marienkreuzel auf ihrer Brust. Die Mutter hörte aber ihre Wort nicht. Sie sah nur Georgios Bild, und ihr drohten die Sinne zu schwinden. Sie schritt nach dem Schranke und nahm Delormas Schal und Jacke und zog das Kind an und schob es zur Tür hinaus. Und als sie die Tür hinter ihr geschlossen, da wurde es ihr schwach und ihr schwinden fast die Sinne. Und draußen heulten die Wölfe jämmerlich! Und dieses klägliche Winseln brachte sie wieder zur Besinnung. Sie schrie auf und raffte einen alten, verrosteten Säbel vom Vater aus der Ecke, und wie sie war, stürzte sie zur Tür hinaus und rannte davon. Und als sie an den Kirchplatz kam, da sah sie ihr Kind stapfen und sah noch etwas, was ihr das Blut in den Adern erstarren ließ. An der Mauer huschte es hervor, grau und schwarz mit glühenden Augen und triefenden Maule und längerten Zunge und den Schwanz zwischen die Beine gezogen. Drei, vier, fünf — Himmel, spieß denn die Erde Bestien aus? Und ein Kinderschrei ertönte, gellend, und gellender der Mutterschrei in die stille, starre, eifige Luft. Und sie sah noch, wie das Kind bis zur Kirchtür zurückwich, und nun stürzte sie vor und war nun mitten im Volksrudel, und wie eine Sinnlose schlug mit dem Säbel um sich, daß Schnaufen und Jungen und Fess- und Hautsehen und Haarbüschel umherstoben, — und jetzt waren sie über sie, und es trachte und schlechte und knurrte. — Und als die Bauern dazukamen, war alles vorüber. Ein Säbel lag da, blutig rostig, und etliches Kleiderwerk, und ein Duzend Grauer huschten mit schiefem Blick und blutigem Maule davon, und im feigen Fliehen zerlegten sie noch die mitgeschleppten Leiber ihrer Kameraden, die Proseccas Säbel zu Fall gebracht.

Mit stummen Grauen standen die Bauern da. Ein Schuß und noch einer legte dem Blutgesindel nach, das war alles. Nein, nicht alles, denn aus dem Kirchlein erklingt jetzt ein leises Weinen. Die Männer erschrecken. Sie gehen ins Gotteshaus, dessen Tür offen ist. Da hockt Delorma am Muttergottesbild, halb erstarrt vor Angst und Schreck. Und im Händchen hat sie ihr Kreuzel, und sie laßt ihr Betsprüchlein: „Heilige Jungfrau in Gnaden!“

Und der Schulmeister hebt sie auf und trägt sie zur Mutter Cäzila

„Da, Frau, bring' ich Dir Dein Marienkreuzel wieder und das Kind dazu. Wißt Du es behalten?“

Sie umschlingt das nun mutterlose Mädel und legt es in den Lehnstuhl und kniet vor ihm nieder und sagt: „Nun hat Dir das Kreuzel doch geholfen.“

„Und uns dazu!“ sagt der alte Schulmeister und lispelt noch leise: „Und der armen Mutter sei Gott gnädig!“

Die Uhr.

Von Ernst Zacharias.

Als ich heute nachmittag nach Hause kam, die Tür zum Wohnzimmer öffnete, ... nein, ich will doch lieber erst erzählen, wie es vor ungefähr dreißig Jahren war. Da war ich ein Steppke von fünf Jahren und konnte die Zeit bis zu meinem sechsten Geburtstag nicht erwarten. Da kam ich auf eine ganz schlaue Idee. Von meinem Vater hatte ich bereits erfahren, daß ein Tag herum sei, wenn der große Zeiger zweimal um das Zifferblatt gelaufen sei. Die gute Mutter hatte mir beim letzten Zubettgehen verraten, daß ich noch achtmal bis zum Geburtstag schlafen müsse. Also acht Tage noch und für jeden Tag zweimal herum-drehen! Das war keine Kunst, denn ich konnte schon bis vierzig zählen. Und das Schlagen der Uhr kam als herrliche Beigabe dazu. So war ich denn auf die Rückenlehne des alten Sofas geklettert und fing gleich mit Drehen an. Schon näherte ich mich meinem Geburtstage, da fühlte, ja, da fühlte ich etwas in meinem Rücken, und wie unter einem eisernen Zwange mußte ich meinen Kopf nach der Tür drehen, und da stand — mein Vater. Er hatte meinem Treiben sicher schon eine Weile zugeschaut. Leider war damals die psychologische Durchbildung der Eltern noch nicht so weit fortgeschritten wie heutzutage; sie handelten viel zu oft im Affekt, und auch ich wurde also ein Opfer jener mangelhaften pädagogischen Kenntnisse meines Vaters. Hinterher, als ich die Liebe weg hatte, als ich unter Heulen und Zähneklappen den Zured meines selbstherrlichen Eingriffs in das Mädelwerk der Zeit hervorkramte, ja, da hatte es dem Vater leid getan, aber was half das mir? —

Also: Als ich heute nachmittag nach Hause kam, die Tür zum Wohnzimmer öffnete, da sah ich mich in der Gestalt meines fünfjährigen Jungen am großen Zeiger der Uhr drehen. Es ist noch dieselbe Uhr, ein altes, schönes Erbstück; der Stundenschlag ist allerdings etwas murrig und schnurrend geworden, was aber den Kindern eher noch mehr Spaß macht. Auch mein Ältester kann schon bis vierzig zählen, und ich habe ihm unlängst daselbe vom großen Zeiger erzählt, was einst mein Vater ...; auch er hat bald Geburtstag und sehnt ihn mit allen Fasern seines kleinen Herzens herbei; auch er fühlt jetzt etwas im Rücken, und wie unter einem eisernen Zwange dreht sich jetzt sein Kopf mir zu; auch er fühlt nun den großen Schrecken wie ich vor dreißig Jahren! Ist solche Wiederholung der Ereignisse wirklich möglich? Doch halt! Schon macht sich eine wesentliche Änderung bemerkbar. Ist es die aufsteigende rührsame Erinnerung oder die psychologische und pädagogische Durchbildung der heutigen Väter, jedenfalls handle ich nicht im Affekt und frage nur in aller Gemütsruhe: „Na, Junge, wieviel Tage hast du denn schon geschafft?“

„Neun!“

„Vergel, dann ist ja dein Geburtstag schon gestern gewesen!“ Da wäre der Junge bald von der Rückenlehne des Sofas gefallen, wenn ich ihn nicht rechtzeitig aufgefangen hätte.

Hausmittel gegen Unglück.

Für die Frau.

Was schützt die Frau vor Sorgen und Scheidung?

Was hält sie bis zum Alter gesund?

Reinliches Herz und reinliche Kleidung,
Reinliche Küche und reinlicher Mund.

Manche glaubte das Glück zu meistern

Mit Geplapper und Lippenstift ...

Risse lassen sich nicht verkleistern,

Wenn es Kristall und Frauen betrifft.

Für den Mann.

Was schützt den Mann vor früher Ergrauung?

Was hält ihn gesund an Seele und Leib?

Gute Zähne und gute Verdaung,
Guter Ruf und ein gutes Weib.

Mancher glaubt sich dem Glück verschworen,

Lebt aus dem Vollen und hält nicht Maß ...

Wenn er eines der vier verlor,

Erkennt er den Wert, den er besaß.

P u d.